

(Nachdruck verboten.)

51

Marusia.

Von W. G. Korolento.

Es war ein auffallend häßlicher Mensch. Sogar bei einer sehr lebhaften Phantasie konnte man in ihm unmöglich den glücklichen Nebenbuhler Stepan's vermuten. Während die ganze Kleidung Stepan's sauber war und sogar etwas Stückerartiges hatte, war dieser Feldarbeiter wie in Schmutz getaucht, Gesicht und Hals waren staubig und mit Schweiß bedeckt, der eine Ärmel des Hemds war zerrissen, eine alte Mütze aus Hirschfell bedeckte nachlässig die staubigen Haare, die über der Stirne kurz geschnitten waren und nach rückwärts frei über die Schultern fielen, was ihm etwas Priesterliches gab. Sein Alter war schwer zu bestimmen, 40, 45, 50, vielleicht sogar noch mehr. Es war eine von jenen klügigen Gestalten, die immer wie mit einer Minde bedeckt sind. Weder das leichte Spiel und das Feuer der Jugend, noch die Stumpfheit des Alters treten recht bei ihnen hervor, die farblosen, von Sonne und Umwetter wie gebleichten Augen hoben sich kaum ab in dem grauen Gesicht und nur wenn man genau hinblickte, bemerkte man den Ausdruck einer gewissen Gütmütigkeit.

Die jakutischen schlechten Pantoffel aus Renntierfell hatte er abgeworfen und seine riesigen, schmutzigen Füße sahen unbeholfen unter den blauen Baumwollhosen hervor.

„Brod und Salz,“ sagte ich, mich verneigend.

Er schaute mich einige Augenblicke an, ohne zu antworten und sagte dann:

„Seid begrüßt, zum Zimbiß willkommen!“

„Darf ich mich zu Euch setzen?“

„Werdet doch wohl nicht den ganzen Platz fortnehmen?“

Marusia kümmerte sich nicht um mich. Der Unbekannte fuhr noch ein paarmal mit dem Köffel in den Topf, dann schaute er mich neugierig an und fragte:

„Woher seid Ihr? Ein Russischer?“

Ich nannte mein Gouvernement.

„Wo ist das? Hinter Sibirien?“

„Ja!“

„Das ist weit,“ sagte er. Dann legte er den Köffel fort und bekreuzigte sich.

„Danke Hausfrau.“

„Und woher seid Ihr, Allerchen?“ fragte ich.

„Wir? Aus Natur.“

„Und schon lange hier?“

„Was soll ich Dir sagen Brüderchen? Zwanzig Jahre werden es sein.“

„Das ist lange,“ sagte ich unwillkürlich.

„Wir scheint's nicht mehr lang; wenn man erst fünf Jahre hier ist, denkt man nicht weiter daran.“

„Manifeste sind seit der Zeit herausgekommen!“

„Ja ich weiß... Ich kann jeden Augenblick gehen, wohin ich will. Aber wohin soll ich gehen?“

Wir fiel unwillkürlich wieder Stepan ein. Der war aus dem Gefängnis geflohen und hatte ganz Sibirien durchwandert mit seiner Marusia. Mir wurde so weh zu Rute, als ich diesen hier sah, wie ein entwurzelter Stamm kam er mir vor, den die Wellen auf eine Sandbank getragen haben.

Er zog einen Tabaksbeutel und eine Pfeife aus der Tasche und nahm eine glühende Kohle vom Feuer, die runzlige Hand schien gegen die Hitze ganz unempfindlich zu sein.

„Wohin soll ich gehen?“ wiederholte er noch einmal, eine dicke Rauchwolke ausstößend. Mein Herz krampfte sich zusammen bei dieser Hoffnungslosigkeit, die sogar schon das Bewußtsein des Schmerzes verloren hatte. „Nein Bruder, her bin ich mal gekommen und hier sollen meine Knochen ruhen.“

Er schaute mich an. Halb versteckt hinter den grauen Wolken seiner dampfenden Pfeife und in den alten grauen Augen schien ein Gedanke aufzusudern.

„Ganz so wie Jermotaew, als wir uns im N...ster Distrikt trafen. So jung war er. Ich kann hier nicht leben, hat er immer gesagt. Nun hat er schon einen grauen Bart.“

Und er schaute mich wieder an.

„Von welchem Jermotaew spricht Ihr? fragte ich, Piotr Swanowitsch?“

„Ja, ja, kennst ihn Bruder?“

„Hab' ihn ein paarmal gesehen.“

„Er lehnte sich mit dem Rücken gegen einen Stamm und streckte sich behaglich aus, wie ein Mensch, der seine Ruhe genießt.“

„Hat er Dir nicht erzählt, wie wir im N...ster Distrikt zusammen den Boden bebaut haben?“

„Nein, er hat's mir nicht erzählt.“

„Nicht erzählt?“ wiederholte der Alte halblaut. „Nu, ja, richtig, wenn ich's erzählen wollte, würdest Du es vielleicht nicht glauben, am Ende sagst Du dann, der alte Timocha lügt.“

„Erzählt doch, Allerchen, und dann werden wir sehen.“

Marusia, die unterdes das Geschirr zusammengeraumt hatte und sich zum Gehen schickte, blieb stehen.

Timocha stieß ein paar Tabakswolken aus, schob seinen zerfetzten Asiam (tartarisches Sommerkleid) zurecht und begann zu erzählen:

„Also, das heißt, man hatte uns zusammen in den N...ster Distrikt geschickt, ins Drottschonstische. Die Jakuten hatten uns da so eine Jurta gemacht, und Frühjahr war's. Da sitzen wir denn zu Hause in unserer Wohnung, heißt es, und schauen uns an. Was sollen wir thun, mein Freund, Du mir von Gott Geschickter? Weiß nicht, Piotr Swanowitsch sag' ich! Wenn wir ein Pferd hätten und einen Pflug und Saatgut, könnten wir das Land bebauen. Man braucht nicht mehr, und so werden wir wohl beide zu Grunde gehen. Ein Pferd, sagte er, würde ich schon kaufen, und einen Pflug könnte man auch für Geld bekommen, von nah oder weit, aber pflügen, sagte er, kann ich nicht, habe noch nie in meinem Leben gepflügt. Schon gut, sagte ich, Du kannst es nicht, aber ich kann's. Werden schon beide satt werden. Kauf nur ein Pferd und alles andre. Nun, und er hat ein Pferd gekauft, um ein Pflugeisen und um die andren Sachen ist er dreihundert Meilen gefahren, bis in die Niederlassung, Grund und Boden hat man uns abgetreten, alles geseylich, viel Boden ist dort.“

Zu diesem Augenblick ertönte ein ferner Schuß.

„Er schießt schon wieder,“ sagte Timocha mit einem eigenkümlichen, halb satirischen Lächeln. „Na, wir haben einen Platz am Walde ausgesucht, der Wald ist dort gut, heimatisch. Fichtenboden, sag' ich Dir, Bruder, taugt nicht, denn Fichtennadeln sag' ich Dir, sind hart, sie zehren am Boden. Laubholz ist süß. Na, also mein Piotr Swanowitsch fuhr zu den Skopzen um Saatgut und blieb zurück, und da kam so ein kleiner warmer Regen, den ganzen Schnee fraß er sofort auf. Das Gras, sag' ich Dir, Bruder, das trock nur so aus dem Boden heraus, als wenn Hefe in der Erde gelegen hätte. Also, denke ich, was soll ich da noch viel warten? Wie der Morgen kam, habe ich gebetet und mich ein paarmal bekreuzigt und bin aufs Feld hinaus gefahren. Marusinka, noch ein bißchen Thee.“

Marusia goß aus dem Theetopf den dicken Ziegeltsee in eine Schale und reichte sie dem Alten. Sie schien sehr aufmerksam zuzuhören.

„Nun,“ sagte er, langsam schlürfend, „gequält habe ich mich ordentlich. Der Boden war dort noch nie bebaut worden, das Pferd war wild, etwas andres als den Sattel hatte es überhaupt nicht gekannt! Kaum spanne ich es ein, so läuft es mir davon, mit dem Pflug in den Wald. Natürlich, so wie die Birke sind, so sind auch die Tiere. Na, ich hab' es doch untergefrüht. Die Hände habe ich mir fast wund gerissen an den Jügeln, aber wie der Abend kam, hatte ich doch schon ein Viertel von einer Diesiatina gepflügt. Mein Feld hab' ich mir angeschaut und mein Herz in der Brust hat gelacht. So hat Gott doch in der Einöde ein Feld erstein lassen, dachte ich. Wie ein Samtstreifen lag es vor mir, der gepflügte Boden. Aber es wurde auch endlich Zeit, Feierabend zu machen. Zu Hause, dachte ich, in unserm Dorf läuten sie jetzt gewiß zum Abendgebet. Und schau, Bruder, wie ein Wunder war es. Kaum daß ich es dachte, so hörte ich auch die Glocken, einmal, zweimal, dreimal kam so ein Ton über den Wald, wie eine Glocke. Die Mütze habe ich gezogen und habe mich bekreuzigt, und dann ist mir eingefallen: Gott und alle Heiligen, auf fünfhundert Berst ist doch hier keine Kirche ringsum.“

Marnsia seufzte tief auf.

„Nun, ich hab' doch Feierabend gemacht und bin nach Hause gefahren. Und unsre Hütte, sag' ich Dir, so eine jakutische natürlich, war nicht weit, so eine Werst vom Felde. Ich komme nach Hause und vor meiner Hütte sitzen zwei Jakuten. Die Pferde haben' sie an einen Baumstamm gebunden, sitzen da auf einem Ballen und sprechen und warten auf mich. Sie hatten sich schon so den ganzen Tag um mich herumgedreht. Ich pflüge, und sie schauen zu. Na, dachte ich, mich geht's nichts an, bin nicht auf einen Mord ausgegangen, dachte ich, ich pflüge bloß. Ich kam näher und grüße, und sie antworten ebenso. Und sie rufen mich auf den nächsten Tag zur Zajonscha. Wenn ich Euch der Reihe nach erzählen soll, in unserm Distrikt war ein Weib die Obrigkeit, Zajonscha heißt es in ihrer Sprache, die Witwe von so einem Stammesältesten. Nun auch gut, Alles was wir thaten, wußte sie gleich. Ich hab' nur eine Reihe zu pflügen geendigt und die zweite kaum angefangen, da wußte sie es schon. Nun und jetzt riefen sie mich zu ihr. Auch gut, dachte ich. Also am nächsten Tage, es war so wie so ein Sonntag, hab ich gefeiert, statt außs Feld bin ich zu ihr gegangen. Sie ist doch die Obrigkeit, dachte ich. Wie ich hinkam, waren schon viele Pferde vor der Hütte angebunden und sie selbst saß im Hof.

Verbengt habe ich mich. Du Russischer, Du, sagte sie, was machst Du eigentlich? Nun, weißt nicht selbst, was ich mach? Den Boden bebau ich. Also ich spreche zu ihr auf meine Art, russisch, und ein alter Jakute überseht. Du darfst das nicht machen, sagt sie. Von so einer Einrichtung haben wir schon gehört, aber bei uns erlauben wir das nicht. Wie ist das, sage ich, wenn man uns einmal den Boden gegeben hat, bin ich der Wirt und was soll ich denn mit dem Boden thm, soll ich ihn anschauen oder was? Den Boden, sagt sie, haben wir Dir gegeben zu einem Gotteswerke, mäh', was Gott gepflanzt hat, und verderben lassen wir den Boden nicht. Also schau, Bruder, was das für Menschen sind! Nun, aber alle andren Stammesführer standen herum und warteten, wie sich der Russe vor ihrem Weibsbild verantworten wird. Du verstehst das falsch, sagte ich, denn Gott hat befohlen, daß man arbeiten soll. Arbeiten kannst Du schon, sagte sie, wir leben auch nicht ohne Arbeit. Wenn es so ist, werden wir Dir schon lieber eine Kuh geben und eine zweite vielleicht und einen Stier dazu zum Züchten. Das Gras kannst Du mähen und das Vieh füttern, dann hast Du Milch und Fleisch, nur diese Sünde führ' nicht bei uns ein.

Was für eine Sünde? sage ich. Nun ja, eine Sünde, sagt sie. Gott, nicht wahr, hat es so gemacht, daß bei Dir zum Beispiel oben die Haut ist und unten das Blut. Nicht wahr? Ja, sag' ich, das ist richtig. Und wenn man Dir die Haut abzieht und inwendig hineinsteckt und das Innere nach außen, was wirst Du sagen? Das könnt Ihr mit mir überhaupt nicht machen, sag' ich, mit einem russischen Menschen. Und was machst Du mit der Erde? sagt sie. Ihr russischen Menschen seid zu Arg, sagt sie, Ihr fürchtet Gott nicht. Gott hat es so gemacht, daß das Gras oben ist, die schwarze Erde unten und die Wurzeln auch unten. Und Ihr habt Gottes Werk umgedreht, die Wurzeln nach oben und das Gras habt Ihr in die Erde gelegt. Die Erde wird krank werden, sie wird uns kein Gras geben und wovon werden wir dann alle leben? Schau her, dachte ich, was sie herausgeklügelt hat, sprich einer mit ihnen, mit diesem Paar! Wenn ich nur ein Gelehrter gewesen wär! Später hat mir ein Geistlicher gesagt, ich hätte ihnen antworten sollen, wie es in der Schrift steht: Ich Schweige Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen. Und woher soll das Brot kommen, wenn man nicht pflügen soll. Siehst Du, Bruder, auf jedes Wort ist eine Antwort da, man weiß sie nur nicht immer. Nun, ich wußte nichts zu antworten in diesem Falle, sie hat mich mit ihren Worten geschlagen, die Zauberin. . . . Ich brauche mit Euch gar nicht zu reden, sagte ich, denn Ihr sprecht ganz andre Worte. Ihr habt Eure Art, d. h. die jakutische und ich habe meine russische Art und ich werde nicht abstehen von ihr und Piotr Ivanowitsch auch nicht. Wenn ich Dir offen sagen soll, Bruder, so eine Mut ist damals in mir auf sie alle aufgestiegen. Ihr Lumpenpack, sagte ich, und Teufelsbrut, wie viele Ihr seid, sollt Ihr zu Grunde gehen. Ein Wolf, das kein Brot ist, von Milch nähren sie sich und von Fleisch und von verfaulten Fischen! Na also und Piotr Ivanowitsch

und ich, wir mußten Brot haben. Einem Menschen, der an Brot gewöhnt ist, gib ihm zehn Rubel in die Hand. . . .

„Und was geschah?“ unterbrach ich ihn.

„Ich hab' geschimpft und dann bin ich fortgegangen. Ich dachte so: und wenn mein Leben drauf geht, von meiner Art laß ich nicht. Wenn nur Piotr Ivanowitsch schon da wäre, dachte ich. Wie ich nach Hause gekommen bin, habe ich das Pferd getränkt und gefüttert, habe zu Gott gebetet und habe mich früh schlafen gelegt, ein Beil habe ich zu mir genommen auf alle Fälle. Am nächsten Tage, einen Montag hatte Gott geschenkt, fahre ich wieder hinaus auf mein Feld. Ich schau und schau, was ist da geschähen? Bei Gott und allen Heiligen, der gepflügte Streifen ist wieder verschwunden. Lauter grünes Gras.“ (Fortsetzung folgt.)

Das Knieholz.

Vor der Ortsgruppe Breslau des Riesengebirgsvereins sprach dieser Tage Prof. Dr. Paz über „Das Knieholz“. Im „Voten aus dem Riesengebirge“ findet sich über den Vortrag folgender Bericht: Das Knieholz ist, wie die meisten andern Nadelhölzer, unbeduldsam gegen andre höhere Holzgewächse und erscheint daher in reinen Beständen, zwischen denen kaum irgendwo ein Laubholz das tiefe Grün der Nadeln unterbricht. Es meidet auch eine zu große und dauernde Durchfeuchtung des Bodens. An den sumpfigen Vergleichen bildet es die Umrandung für eine andre Flora, in der die Holzgewächse nur durch graufilzige Weiden, eine seltene Art der Johannisbeere und die Bergebereiche vertreten sind. Aber nicht alle andre Vegetation wird vom Knieholz unterdrückt. Gräser und Halbsträucher siedeln sich gern in seinem Schutze an; ihre Wurzeln durchziehen den moorigen Untergrund, den an der Oberfläche dichte Polster von Moosen und Flechten bedecken. Hierdurch wird der Boden unter dem Knieholz stetig feucht gehalten, und somit sind es ganz augenscheinlich die Knieholzbestände selbst, die den Abfluß der in ihrem Schutze entspringenden Quellen regulieren.

So erweist sich das Knieholz von der größten Bedeutung für die Bewässerung des Bodens, und zwar nicht nur für die weiten Hochflächen unsres Gebirges, sondern auch für das Vorland. Hatte man früher im Knieholz nur ein lästiges Verkehrsindernis gesehen, so erblickt der Forstwart heute in ihm einen wichtigen Faktor, der das übrige Pflanzenleben bestimmend beherrscht, und er läßt sich seine Pflege dringend angelegen sein.

Wer vor 30 Jahren unser Riesengebirge durchwandert hat, als noch undeutliche Pfade durch das Knieholz der Weigen Wiese führten oder schwer passierbare Wege den Wanderer am Elbsaß hinaufgeleitet, wird sich schwerlich des Eindrucks erwehren, daß die fortschreitende Kultur und damit die Eingriffe in den Bestand des Knieholzes den Wasserreichtum auf den Hochflächen des Stammes ungünstig modifiziert haben, indem weite Gelände dadurch trockener geworden sind. Noch macht das eine Einwirkung auf die Artenzahl unsrer Flora nicht geltend, da das mit Knieholz bestandene Areal noch ein recht bedeutendes ist. Auf der böhmischen Seite des Gebirges liegen noch 3900 Hektar mit Knieholz bestandenes Gebiet, auf der schlesischen mit Ausschluß des Hegergebirges noch 1671 Hektar; aber immerhin erkennt der Botaniker schon heute ein schwaches Zurücktreten feuchtigkeitsliebender Arten gegen früher.

Wenn die Beobachtungen in unsrem Gebirge noch nicht warnend die Lehre geben, das Knieholz zu schonen, der wird die Bedeutung dieses wichtigen Strauchs zu würdigen lernen, wenn er die Gipfel und Kämme der Ostkarpathen besteigt. Der Vortragende schilderte, in welcher verhängnisvoller Weise dort die mannsgehete Vernichtung der Knieholzbestände durch die unwissenden Hirten, in deren Augen diese Bestände nur das Weideland entwerfen, auf die ganze Physiognomie des Gebirgslands einwirkt. Die entholzten Gebiete trocknen aus, fast alle feuchtigkeitsliebenden Arten der Flora sind selten geworden, und wo diese Flora noch erscheint, zeigt sich jede einzelne Pflanze auffällig verkümmert im Vergleich zu den in früherer Zeit gefundenen Exemplaren. Die Matte selbst aber trägt an den geeigneteren Lehnen eine aus Vorstengräsern gebildete kurzhalnige, fahle Grasnarbe, der namentlich auf Kalkgestein die Gewalt des Regens Boden und Nahrung stetig entzieht. Aber auch das Thal wird entwertet, weil die nun lahlgewaschenen Felspartien rascher verwittern, und von ihnen Steinstürze herniedergehen.

Der Medner charakterisierte sodann den Habitus des Knieholzes und widerlegte den ziemlich verbreiteten Irrtum, daß das Knieholz nicht eine selbständige Abart, nur eine unter dem Einfluß des Bergklimas entstandene Form der gemeinen Kiefer darstelle. Das Knieholz ist offenbar zum Ertragen bedeutender Kältegrade befähigt, wird aber auch durch die Art seines Wachstums geknüpft. Die elastischen Nadeln biegen sich unter der Last der winterlichen Schneedecke und begraben liegt unter dem weichen Mantel der Knieholzbestand, bis im Mai die warmen Strahlen der Sonne ihn befreien. So erwacht er nach fünfmonatlicher Winterruhe zu neuem Leben; das bedeutende Quantum atmosphärischer Niederschläge, ohne welches das Knieholz nicht zu gedeihen vermag, liefern ihm die Regengüsse und häufigen Nebel des Gebirges. Das stärkste Wachstum erfolgt in den ersten zwanzig Jahren. Schon

im sechsten Jahre, in ungünstigeren Jahren freilich später, trägt der Strauch die ersten Blüten, die im Juni oder Juli zur Entwicklung gelangen. Die Zapfen aber bedürfen zu ihrer Ausbildung mindestens zwei Jahre. Im ersten Jahre sitzen sie als graubraune, noch etwas saftige Gebilde aufrecht an den Zweigen; im zweiten erscheinen sie fertig ausgebildet und stehen waagrecht vom Zweige ab, aber gewöhnlich erst im Frühjahr der dritten Vegetationsperiode öffnen die Zapfen ihre Schuppen und streuen die Samen aus. Im Herbst kann man am Knieholzbusche ohne Schwierigkeit Zapfen aus vier verschiedenen Jahrgängen finden.

Im mährischen Gesenke fehlt das Knieholz als urwüchsige Pflanze, die dortigen Bestände sind Erzeugnisse der Forstkultur, in den Besiden und Karpaten aber treten wieder alte Bestände auf. Das ursprüngliche Fehlen des Knieholzes im Gesenke hängt augenscheinlich mit den Pflanzenwanderungen zusammen, die während der Eiszeit die Flora der mitteleuropäischen Gebirge so tiefgreifend modifizierten. Das Verbreitungsgebiet des Knieholzes erstreckte sich früher über die Ostkarpaten hinaus bis zur Moldau und Wallachei, im Westen verbinden die Standorte im böhmischen und bairischen Walde das südeuropäische Verbreitungszentrum mit den Alpen. Jura und Schwarzwald bilden die Grenze der Verbreitung gegen Westen. Das ganze westliche Europa entbehrt der Krummholzkiefer, auffälligerweise aber tritt sie in einem Teil der Abruzzen wieder auf.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Knieholzes ist hervorragend; die Wohnbarkeit des höheren Gebirgs läßt sich zum guten Teil auf das Vorhandensein des Knieholzes zurückzuführen, denn die ursprünglichen Siedelungen am Ramm unseres Gebirges wären wohl nicht entstanden, wenn dort nicht das Knieholz sich reichlich als Brennmaterial dargeboten hätte. Das feste zähe Holz des Strauchs ist Material für eine nicht unwichtige Hausindustrie geworden, und das aus allen Teilen des Strauchs zu gewinnende Terpentinöl hat früher das Knieholz zu einer wichtigen Nupfzweige für den Gebirgsbewohner gemacht.

Da aber der Zuwachs in der jährlichen Vegetationsperiode nur ein geringer ist, erwächst schon hieraus eine ernste Gefahr für die Existenz des Strauchs. Es fehlt nicht an zahlreichen pflanzlichen und tierischen Schädlingen, die dem Knieholz zusetzen, aber diese vermögen seine Existenz niemals ernstlich zu gefährden, wenn der Mensch es schon, wenn er eine rationelle Ausbeutung dieses Naturprodukts verlangt. Man hat schon darüber geklagt, daß das Habmichlieb und andre Stauden in unserm Gebirge ernstlich gefährdet seien durch den Touristenverkehr. Von den verlangten Polizeimaßnahmen aber ist hier nicht viel zu erwarten, und es wird den Touristen auch niemals gelingen, das zarte Habmichlieb auszurotten, denn es wächst auch an zahlreichen Stellen, zu denen Touristen absolut nicht hingelangen. Alle wirklich geeigneten Maßnahmen zum Schutze der Gebirgsflora, so schloß der Redner, lassen sich zusammenfassen in die drei Worte: „Schone das Knieholz!“

Kleines Feuilleton.

ie. Die Wissenschaft vom Durst. In der Literatur über den Durst streiten sich zwei Gegenseite, die tragische und die komische Darstellung berart miteinander, daß man nach einer eigentlich wissenschaftlichen Untersuchung seiner Erscheinung gar nicht zu fragen gewohnt ist. Auf der einen Seite eine Sintflut von guten und schlechten Wigen, auf der andren Seite die ergreifendsten Erzählungen von den Leiden solcher, die, angefangen von Hagar und Ismael in der Wüste, an den Leiden des Durstes nahezu verschnacktet. Selbstverständlich haben auch die Gelehrten die Ursachen und Folgen des Durstes zu studieren versucht und haben sich ihre bestimmten Anschauungen darüber gemacht, aber es ist wenig darüber in leicht verständlicher Zusammenfassung veröffentlicht worden. Die eigentliche Wissenschaft vom Durst hat vor noch nicht hundert Jahren begonnen. Früher wurde einfach angenommen, daß ein verdorrter, flebriger Zustand des Blutes die einzige Ursache des Durstes wäre, und man fragte sich gar nicht, wie denn daraus die eigentümliche, allgemeine und örtliche Empfindung des Durstes zu stande kommen könnte. Erst im Jahre 1815 kam in dem bedeutenden Werke des Arztes Dumas aus Montpellier eine neue und wissenschaftlichere Auffassung des Durstes zum Ausdruck. Nach einer Reihe verschiedener Experimente kam dieser Forscher zu dem Schluß, daß der Durst eine Folge aller jener Ursachen wäre, die dem Blut wässrige Flüssigkeit entziehen. Wie der Hunger in Beziehung zu der Lymphe steht, so der Durst in Beziehung zum Blute, jener bedeutet einen Mangel der ernährenden Säfte, dieser einen Ueberschuß. Um die Empfindung des Hungers oder Durstes zu erreichen, müssen nun selbstverständlich die Nerven einer entsprechenden Beeinflussung unterliegen, und diese geht eben beim Hunger von den Lymphgefäßen und beim Durst von den Blutgefäßen aus. Die Getränke dienen dazu, die festen Bestandteile im Blute feucht zu erhalten, die flüssigen zu verdünnen und überhaupt die Zähigkeit des Blutes und die Bildung von festen Massen zu verhindern. Das Durstgefühl geht schließlich aus dem Reiz hervor, den der Zustand des Blutes vermittelt der Nerven der Blutgefäße, die in diesem Falle übermäßig erregt und zu stark mit Blut gefüllt sind, auf das Gehirn ausübt. Diese Sätze können als die allgemeine Theorie des Durstes gelten, neben der es noch eine lokale Theorie

gibt, da doch auch der bekannte Zustand der trockenen Kehle erklärt werden muß. Keinesfalls ist das Gefühl der Trockenheit im Schlunde als die Ursache des Durstes aufzufassen, sondern nur als eine Begleiterscheinung, denn es ist verständigweise erwiesen worden, daß der Durst durch die direkte Einführung einer Wassermenge in die Adern gestillt werden kann und daß umgekehrt der Durst durch Befestigung des Schlundes bei einem Tiere, das mit einer Magen fistel behaftet ist, nicht gelindert werden kann. Der Durst ist also eine allgemeine Erscheinung im Organismus, nach Stahl geradezu ein Vorgang in den Zellen. Die Empfindungen des Durstgefühls zu untersuchen ist dann die Aufgabe der Psychologie, die zunächst das Durstgefühl in zwei wesentliche Elemente unterscheidet, den Schmerz und den Antrieb des Willens zu dessen Beseitigung. Um die Bedeutung des Durstes für das menschliche Leben zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß das Wasser den Hauptbestandteil aller Gewebe bildet und diese zu etwa drei Viertel zusammensetzt. Das Wasser ist geradezu das Hauptelement des Organismus, den man nicht mit Unrecht befeuchtetes Wasser genannt hat. Im Innern der Zellen, wie in den Geweben zwischen den Zellen erscheint das Wasser als die Flüssigkeit, die die festen Teile mit sich führt und löst. Diese Lösungen im menschlichen Körper gehorchen durchaus den physiologischen und chemischen Gesetzen aller Lösungen, um deren Aufklärung in neuester Zeit die deutschen Gelehrten van Hoff und Pfeffer sich hervorragende Verdienste erworben haben. Wie ferner Paget bewiesen hat, läßt sich ein normaler von einem krankhaften Durst unterscheiden, und zwar wird der letztere durch eine Verletzung einer bestimmten Gehirnwindung veranlaßt. Das Durstgefühl besteht, in allem genommen, aus drei Empfindungen: einem allgemeinen Unbehagen, das sich in Schwäche und Reizbarkeit äußert, einem örtlichen Schmerz im Hals oder Magen, dem Antrieb zum Trinken, begleitet von einem besondern Unbehagen, das in der Empfindung des Zwangs zusammenhängt. Oft wird uns die Notwendigkeit nur durch das Gefühl im Mund und in der Kehle angezeigt, oft aber tritt auch das allgemeine Unbehagen hinzu, und die geistigen Störungen werden vorherrschend. Alle diese Erscheinungen hängen also mit dem Zustand des Blutes zusammen und zwar, wie die Gelehrten sich ausdrücken, mit der „Steigerung des osmotischen Blutdrucks“.

— Gelfords Eisenbahn ohne Lokomotive. In England ist, wie „Die Umschau“ mitteilt, eine Eisenbahn konsigniert worden, bei der die Bewegung weder durch Dampf noch durch irgend eine andre Zugkraft, sondern durch Gravitation hervorgerufen wird. Zu diesem Zweck ist die Linie in Abschnitte eingeteilt, deren Enden durch hydraulische oder andre Motore nach Belieben gehoben oder gesenkt werden können, um dem Wege das notwendige Gefälle zu geben. Es scheint, daß der Wechsel im Gefälle fast unmerkbar ausgeführt wird. Das System Gelford wird, wenn die praktischen Versuche die Hoffnungen des Erfinders verwirklichen, folgende Vorteile haben: Bei allen bisher gebräuchlichen Systemen vermindert sich die Geschwindigkeit in dem Maße, wie sich die Ladung vergrößert, bei dem neuen System dagegen vermehrt sich die Schnelligkeit entsprechend der Vergrößerung der Ladung und es sind keine Aufenthalte mehr nötig, um Kohlen und Wasser einzunehmen. —

Theater.

Schiller-Theater: Die Maschinenbauer. Posse von Wehrauch. — Der Abend war sehr harmlos und sehr lustig. Die „Maschinenbauer“ stammen aus einer alten Zeit, die für die Berliner Posse allerdings zugleich die gute war. Bei aller Naivität der Technik steckt in diesen Possen Charakteristik und in einzelnen Figuren auch komische Kraft. Wenn man von den heutigen Possen zurückblättert, wird man unwillkürlich von Sehnsucht ergriffen, und es ist ganz begreiflich, daß ältere Kritiker ein wenig sentimental werden, wenn sie jener Zeit gedenken. Die Stimmung schlägt aber sofort um, wenn man die Dinge historisch betrachtet. Die neue Zeit kündigte sich in Berlin bald als eine Zeit des Kampfs an, und so mußte die alte Berliner Posse, die auf der naiven Freude an dem neuen Werden beruhte, allerdings zu Grunde gehen. Bereits in den Tagen, als die „Maschinenbauer“ zum erstenmal auf der Bühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters erschienen, drängten sich die Arbeiter — wie Alwin Räder im Programmheft erzählt — im „Handwerker-Verein“ in der Sophienstraße zu den Vorträgen Lassalles. Im Kauf der Premiere hat man nicht gewußt, daß sich in der Sophienstraße bereits die neue Zeit des Kampfs ankündigte und hat so triumphiert ohne zu ahnen, daß der Fenster bereits an der Thüre stand. Die Zeit nach dem Untergang der alten Posse war trift. Man hatte zwar die Naivität verloren, aber das Kapital wollte sich doch amüsieren und so entstand der Kultus gefällig entkleideter Chormädels und der korrupte Börsenschwanz. Auch diese Erscheinungen werden vergehen, sofern sie nicht schon geschwunden sind. Das Variétés nimmt einen immer größeren Raum ein, und wenn es gelingt, das literarische Variétés ins Leben zu rufen, das in verschiedenen deutschen Städten spult, brauchen wir den Untergang der alten Posse nicht mehr zu beweisen.

Die Aufführung war gut. Schmasow hätte etwas mehr vom Bombast haben können, aber sein Humor schlug doch siegreich durch. Dann wären vor allem Sokolows und Wander zu nennen, aber auch von den übrigen bot mancher eine gute Leistung. Es muß einmal darauf hingewiesen werden, daß auch schauspielerisch an das Schillertheater ungewöhnliche Anforderungen

gestellt werden. Sein Repertoire reicht von den „Maschinenbauern“ bis zu Kleists „Amphitryon“ und vom schlesischen Naturalismus bis zum elegantesten Cardou. Um so verdienstvoller ist es, daß trotzdem in den meisten Fällen etwas Tüchtiges geleistet wird.

E. S.

Musik.

Das alljährliche Gastspiel von Francesca Prevoſti im Theater des Westens mag leicht als eine eintönig wiederkehrende Sache erscheinen, die den daran schon gewöhnten Kunstfreund kalt läßt. Allein wenn man, nach dem Vorüberziehen so mancher Erscheinungen während eines Jahres, nun wieder diese Sängerin vor sich sieht, so merkt man wohl erst, was die Kunst an ihr besitzt. Ihre Gesangsfertigkeit steht so hoch, daß darüber schwerlich mehr ein Wort zu verlieren ist. Ihre Schauspielkunst bietet nicht vieles dar; sie verfügt über eine nur geringe Mannigfaltigkeit von Mienenspiel und von Armbewegungen; und ihr Gebrauch der italienischen Sprache inmitten eines deutschen Ensembles ergibt ja geradezu einen kunstwidrigen Eindruck. Aber das, was sie uns darbietet, ist an sich so künstlerisch, so vornehm, so warm zu Herzen gehend, daß es uns hoch hinaushebt über all das Gewöhnliche, über all das Effektolistentum, über all das Gemachte und Kalte, das uns im Kunstleben rings umgibt. Für junge Kunstfreunde, die ihren Geschmack, für junge Künstler und Künstlerinnen, die ihr Können bilden wollen, giebt es nicht bald etwas so gut Erzieherisches, wie das Anschauen und Anhören und Miterleben dieser Leistungen. Dahinter tritt die Frage, wie sie gerade in diesem oder jenem Stück und gerade gestern oder heute gewirkt hat, weit zurück. Sie ist immer die gleiche; und zwar gilt dies, wenn von andern im selben Sinn, so von ihr im guten Sinn — denn was an ihr zu allermeist wirkt, ist nicht die schauspielerische Verwandlung, sondern die Eine Persönlichkeit.

Nachdem die Prevoſti heuer bereits in mehreren bekannteren Rollen aufgetreten, wurde mit ihr oder für sie „Roméo und Julia“ von Gounod hervorgeholt. Diese nach Shakespeare gearbeitete Oper (von 1867) ist nächst dem „Faust“ das geschätzteste größere Werk des Komponisten. Sie verdient diese Schätzung durch ihre wertvolle Behandlung des Orchesters und durch ihre lyrischen Momente. Wo ein anderer Ton angeschlagen ist, dort verlagert Gounods Kunst für uns heutige denn doch, von der gekünsteltesten Vision in der Ouvertüre an bis zu all den einzelnen Stellen, in denen die rhythmische Wiederweise auf den Text paßt wie die Faust aufs Auge oder wie der „Faust“ auf den Gounod.

Das Theater des Westens bot auch diesmal seine bekannten Vorzüge einer Opernbühne dar, die im Gegensatz zur königlichen Oper zwar weitaus nicht über eine solche Fülle erster Kräfte verfügt wie diese, aber um so mehr nach einem künstlerischen Gesamtgeist strebt. Fel. Bradenhomers Darstellung der kleinen, ungünstig bedachten Rolle von Juliens Amme läßt wünschen, daß diese vorzügliche Altistin besser beschäftigt werde. In Max Birchholz als Lorenzo lernten wir eine tüchtige neue Kraft kennen. Herr Emerich Walter hatte zwar gute Momente und manche weiche Töne, wird aber ein idealer Held wohl so lange nicht sein, ehe er nicht die Mängel seiner gesamten Erscheinung und darstellenden wie gesanglichen Kunst durch ein natürlicheres, mannigfaltigeres Bewegungsspiel und durch eine freiere Haltung der Mundhöhle beim Gesang überwindet. Von den übrigen Mitwirkenden ist erst recht nichts Neues oder Besonderes zu sagen. Alles in allem wünschen wir dem jetzigen Bestande des Theaters des Westens das wohlverdiente Hinankommen über seine vielberufenen Krisen. — sz.

Volkstümde.

— Ueber den Schmied sprach Dr. Max Warteis in der letzten Sitzung des „Vereins für Volkstümde“. Nach der „Voss. Ztg.“ führte der Vortragende folgendes aus: Der Schmied erfreut sich im Volk eines ganz besonderen Ansehens, das zum Teil auf dem sein ihm umgebenden mythischen Schimmer, zum Teil aber auf seinem wirklichen höheren Wissen und Können, außerdem auch wohl auf dem Respekt vor seiner Körperkraft beruht. Wenn dies Ansehen sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, so kann man von vornherein annehmen, daß es in älterer Zeit noch viel größer gewesen ist. Das spricht sich auch in den Mythen und Sagen der Völker aus. Hephaistos, Vulcanus, Wieland und Wimer, Sigurd (Siegfried) und Ilmarinen, der Schmied der finnischen Heldensage, legen davon Zeugnis ab. Es leuchtet ein, daß am Ende der Steinzeit die Leute, die zuerst mit Metallgeräten aus der Fremde kamen, namentlich dann, wenn sie die Metalle auch selbst zu bearbeiten verstanden, auf die Steinzeitleute den Eindruck von Zauberern machen mußten. Vielleicht haben sie diesen Eindruck auch noch geistlich verstärkt. Wir kennen verschiedene auf das Schmiedehandwerk bezügliche Gegenstände aus vorgeschichtlicher Zeit, so einen bronzenen Ambos aus dem Pfahlbau von Wollschöfen am Rütcher See, einen achtzig Pfund schweren Schmiedehammer aus dem Berner Jura, einen eisernen Behälter mit verschiedenen Schmiedewerkzeugen ebendaher, dann aus geschichtlicher Zeit die Darstellung einer Schmiede auf einer antiken Vase, die Darstellung Adams als Schmied (wobei Eva die Blasebälge hantiert) auf einem frühromantischen Reliquarium aus Eisenbein (im Darmstädter Museum), Einweihelungen auf Felsplatten in Schweden und Schnitzereien an norwegischen Holzkirchen, betreffend die Sigurdsage u. dgl. m. Bekanntlich werden die Schmiede auf dem Lande häufig für „Allerhand Kuren („Kurschmied“) in Anspruch genommen, sowohl am Vieh, wie auch am Menschen, das steigert

natürlich noch ihr Ansehen. Aber dieser Werthätzung entspricht auch ein gewisser Hochmut der ehrfamen Schmiedemeister, über den allerhand ergötliche Legenden und Geschichten unlaufen. —

Technisches.

— Reibungs- Widerstände auf den Straßen. Der „Institution Mechanical of Engineers“ in London legte, wie dem „M. J.“ geschrieben wird, Professor Holn-Schwab eine Art graphischer Darstellung des Widerstands gegen die Fortbewegung auf Straßen vor, den ein mechanisch getriebener oder irgend ein anderer Wagen je nach der Art der Fahrbahn, auf der er zu laufen bestimmt ist, zu überwinden hat. Der zu vergleichende Widerstand wird durch eine grade Linie dargestellt, deren Länge um so größer ist, je stärker der betreffende Widerstand auftritt. Die Darstellung, aus der der Einfluß der Fahrtrasse auf die Fortbewegung der Wagen ohne weiteres ersichtlich ist, ist folgende:

Art der Fahrflähe:

Stroßenbahngleise	—
Asphalt	—
Eisenbelegte Straße	—
Gut verlegtes Steinpflaster	—
Macadam 1. Klasse	—
Pariser Steinpflaster	—
Macadam mittlerer Klasse	—
Macadam untergeordneter Klasse	—
Trodener Rasen	—
Harter und trodener Lehm	—
Munde Kieselsteine	—
Gewöhnlicher Weg mit Sand	—
Perfeinerte Steine gewöhnlicher Qualität	—
Weicher Boden	—
Trodener und fließender Sand	—

Humoristisches.

— Die Gedanken Serenissimi: „Ganz interessantes Stück, dieser „Wilhelm Tell“ — aber ah, merkwürdig viel Citate.“ —

— Amtliche Mitteilung. Die zum Termin vom 28. November geladene Bengin Ehefrau Müller ist von einem Kinde und deshalb vom Erscheinen in diesem Termin entbunden worden.

Bürgermeister zu K.

— Größtes Liebesopfer. Gigerl: „Inädigste, für Sie könnte ich ganze Nacht ohne Schnurrbartbinde schlafen!“ —

Notizen.

— Björnsons neues Drama „Laboremus“ ist vom Berliner Theater zur Aufführung angenommen worden. —

— Wilbrandts „Die Tochter des Herrn Fabricius“ wird Ende der nächsten Woche im Schiller-Theater in Scene gehen. —

— Im Grazer Stadttheater wurde kürzlich die „Wallenstein-Trilogie“ hintereinander fort gespielt. Die Vorstellung begann um 2 Uhr nachmittags und dauerte bis 10 Uhr abends. —

— Die Erstaufführung des Pfitznerschen Musikdramas „Der arme Heinrich“ im Opernhause ist auf den 19. Dezember verschoben worden. —

— „Die drei Wünsche“ heißt eine neue Operette des Wiener Kapellmeisters Ziehrer; das Libretto stammt von Aren und Lindau. —

— Crescenzo Vuongiorno's Oper „Das Mädchenherz“, mit einem Text von Filica, wird im Hoftheater in Kassel im Februar in Scene gehen. —

t. Der gewaltigste Baum der Schweiz ist nach dem „Schw. Forst-Journ.“ wahrscheinlich ein riesiger Bergahorn im Melchtal. Der Baum steht in einer Meereshöhe von 1350 Metern. Der Umfang des Stamms dicht über dem Boden beträgt 12,20 Meter, in 1/2 Meter Höhe über dem Boden 8,85 Meter. Die Krone besitzt, trotzdem sie durch das Alter bereits gelichtet ist, einen Durchmesser von 24—25 Metern. —

— Vor dem Theeranstrich der Obstbäume kann nicht genug gewarnt werden. Trotzdem es eine so große Zahl von Mitteln gegen den Hasenfraß giebt, finden sich, wie der „Prakt. Bezie.“ schreibt, doch immer wieder Leute, die die Stämme damit beschmierern. Dadurch stirbt nicht nur die äußere Rinde ab, auch die inneren lebensfähigen sogenannten Cambiumschichten leiden derartig, daß ihre Thätigkeit über kurz oder lang aufhört und der Baum abstirbt. Ebenso schlimm ist das Bestreichen der Wunden mit Theer; ähnlich wie beim Baumwachs wird das Gegenteil von dem erreicht, was man erreichen will. Die Wunde braucht zehnmal mehr Zeit zum Vernarben und bietet den besten Herd für Krankheiten aller Art. —

— Die „Neue Gemeinschaft“ begeht ihr zweites Weibefest am Sonntag, den 16. d. M., mittags 12 Uhr, im Theateraal der „Urania“ in der Taubenstraße. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 16. Dezember.